

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1889

Dreizehntes Kapitel

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1677

Dreizehntes Kapitel.

Auf Schloß Quitzhövel sehen wir große Anstalten zu einem Feste. Frau von Quitzow war wieder eines Söhnleins genesen, der morgen getauft werden und den Namen Henning erhalten sollte. Der vor sieben Jahren geborene, Conrad getaufte Sohn, war demnach noch nicht der letzte gewesen, und versprach ein tüchtiger Ritter zu werden. Im Schlosse trieben die Frauenzimmer ein großes Wesen, stäubten alle Gemächer aus, wuschen und bohnten die Geräte und Fenster, daß die Männer nicht wußten, wohin. Diese unbehagliche Lage veranlaßte Dietrich von Quitzow, seinem Bruder den Vorschlag zu machen, auf die Jagd zu gehen, was denn auch sofort geschah. Man rüstete sich auf gewohnte Weise, und bald war man im Walde.

In jener Zeit waren die Wälder dichter und wilder als jetzt. Noch dachte man an keine Holzersparris. Herunter gebrochene oder abgehauene Zweige blieben liegen und verfaulten ungenutzt, der Boden bedeckte sich mit einer starken Schicht fruchtbarer Gartenerde, aus welcher Sträucher und Unterholz in üppiger Fülle empor sproßten und dem Wilde einen sicheren Aufenthalt und Nahrung gewährten. Unsere beiden jungen Männer waren zu Pferde und mußten sich deshalb auf den Wegen halten, da nur hier und da an weglosen Stellen durchzukommen war.

Es war zwei Tage nach Mariä Himmelfahrt, der 17. August, Sonnabends. An jenem Feste war der Zufluß von Menschen in Wilsnack immer sehr groß, und ein großer Teil der Pilger zog über Quitzhövel von und nach Havelberg.

Eben als die beiden Reiter von einem Seitenwege in die Hauptstraße einlenken wollten, stießen sie auf einen Zug von Wilsnack heimkehrender Pilger, welche dort Mariä Himmelfahrt gefeiert hatten. Sie hielten die Pferde an, um den bunten Zug an sich vorüberziehen zu lassen. Männer, Weiber und Kinder, nur zum Teil mit dem Pilgerkleide angethan, die übrigen in gewöhnlicher Kleidung, viele barfuß und selbst noch weiter entblößt, aber alle mit dem Pilgerstabe versehen, zogen singend, einen Rosenkranz in der Hand, dahin. Die Andacht war noch

frisch, denn der heilige Ort lag noch in der Nähe; weiterhin minderte sie sich immer mehr. Es waren einige hundert Menschen, meistens den untersten Ständen angehörig, ein großer Teil von höchst verdächtigem Ansehen.

Als sie vorüber waren sprach Dietrich: es ist zwar eine gar gute Sache um das heilige Blut in Wilsnack, aber eine große Menge von Laugenichtsen und liederlichem Gesindel zieht es doch in unsere Gegend, die man nicht immer wieder los wird, und das ist schlimm. — Doch horch, was ist das? —

Ein Hülfegeschrei ertönte in einiger Entfernung seitwärts hinter ihnen, und gleich darauf hörte man Schwertergeklirr. Sofort wandten unsere Reiter ihre Pferde, zogen die Schwerter und sprengten auf die vor kurzem verlassene Landstraße zurück. Etwas weiter hin sahen sie ein Gefecht und konnten nicht zweifeln, mit einem Räuberangriff auf Reisende zu thun zu haben. Ohne sich lange zu besinnen, stürzten sie sich darauf zu, und ihre Streiche fielen links und rechts. Schon lag ein Kerl zu Boden gestreckt, ein anderer, schwer verwundet, konnte sich kaum auf dem Pferde halten. Die unerwartete Vermehrung ihrer Gegner veranlaßte die Räuber, ihren Pferden die Sporen zu geben, und Reißaus zu nehmen. Es waren ihrer fünf. Dietrich und Sohann wollten nach, allein die Überfallenen waren verwundet, und konnten sich nicht anschließen. Die Räuber hatten sich in den Wald gezogen, wo es schwer war, ihnen zu folgen, und unsere beiden Reiter kehrten zu den Geretteten zurück.

Habt Dank für eure tüchtige Hülfe, wackere Herren, sprach ein kräftiger Mann zu Pferde im Pilgermantel, der einen leichten Harnisch bedeckte. Ohne euch hätte es uns schlecht ergehen können. Wir verdanken euch viel, denn wir waren übermannt, und die Kerle waren keine Hundsfötter.

Dietrich. Den Heiligen Dank, daß es so abgelaufen; aber ihr blutet, Herr. Wollt ihr nicht eure Wunde untersuchen? Auch euer Knecht blutet stark. Laßt uns sehen, was zu thun ist.

Der Pilger. Laßt's gut sein. Es ist nur eine Fleischwunde unterm Arme, die ich beim Ausholen erhielt. Mein Knecht mag sich der Hülfe des andern bedienen.

Dietrich. Hoffentlich hat die edle Frau keinen Schaden gelitten?

Der Pilger. Meine Tochter, Herr. Nimm den Schleier zurück, Elisabeth, daß unsere Retter doch sehen, wen sie gerettet.

Sie that es mit Schamröte im Gesicht, blickte unsern Dietrich einen Augenblick in die Augen, und schlug dann die ihrigen züchtig nieder. Das holde blühende Gesicht glühte wie eine Rose. Dietrich saß staunend auf seinem Rosse; der Zügel seines Pferdes war seiner Hand

entsunken, sein Mund blieb unwillkürlich wie zu einem Ausrufe geöffnet, und er verlor sich im Hinstarren auf das blühende Gesicht. Der Blick dieser blauen Augen hatte ihn zur Bildsäule verwandelt. Sein wunderliches Schweigen setzte die Jungfrau in immer größere Verlegenheit, bis Johann, die seltsame Stille bemerkend, anhub: Wie freut es uns, euch, edle Jungfrau, wohl und unverletzt zu sehen; denn ob ihr uns dessen auch noch nicht versichert habt, so zeigt doch euer blühendes Aussehen, daß selbst der Schreck euch nicht viel angehabt hat.

Elisabeth. Dank eurer Theilnahme, junge Herren, mein Vater wird nicht säumen, euch den Dank auszusprechen, den mein Mund zu schwach ist, euch auszudrücken. Ich bin in der That nicht verwundet, denn die Räuber schonten sichtlich meiner, und der Schreck ist längst vorüber.

Der Pilger. Meine Elisabeth ist überhaupt nicht sehr schreckhaft in der Gefahr.

Dietrich. Sie ist nicht schreckhaft in der Gefahr, o hörst du es Johann, hörst du es? Was sagst du dazu? rief Dietrich in trunkenen Selbstvergeffenheit.

Der Ritter schüttelte den Kopf und betrachtete Dietrich genauer. Wollt ihr uns denn nicht die Namen unserer edelmütigen Retter nennen? fragte er.

Dietrich. Ach da ist wenig daran zu hören. Dietrich, und dort mein Bruder Johannes von Quitzow, Söhne des Ritters Cuno auf Quitzhövel hier ganz in der Nähe. Aber die eurigen? O macht uns die Freude, sie zu nennen.

Der Ritter. Auch das ist bald gethan. Ihr seht in mir den Edlen, genannt Albrecht, Schenk von Landsberg und Herrn zu Sydom, zu Teupitz wohnhaft, dort meine einzige Tochter Elisabeth und zwei meiner Knechte. Wir haben eine Wallfahrt zum heiligen Blute gemacht und sind auf der Rückkehr hier angefallen.

Dietrich. O edler Herr, euer Arm blutet immer mehr. Aber — (er schlägt sich unmutig vor den Kopf) — wie ist mir denn? Was müßt ihr von uns denken, daß wir euch noch nicht eingeladen haben, uns auf das väterliche Schloß zu begleiten und dort eure Wunde zu pflegen. Mein Gott, rechnet mir das ja nicht an, man denkt zuweilen an das Nötigste zuletzt. Das edle Fräulein muß ich vor allem um Verzeihung bitten. Ihr könnt in der That nicht weiter, ihr blutet, euer Knecht blutet, das edle Fräulein bedarf der Erholung, wenn sie auch nicht erschrocken ist, und mein Vater wird sich herzlich freuen, euch kennen zu lernen. Ihr findet an ihm einen wackern Ritter, und das edle Fräulein wird unter dem Schutze meiner Mutter gut aufgehoben sein.

Albrecht. Euer Vater, junger Herr, ist mir dem Rufe nach

längst von guter Seite bekannt. Ich nehme euer Erbieten mit Dank an und hoffe euch nicht lange zur Last zu fallen.

Herrlich, schrie Dietrich, nun soll's eine Kindtaufe geben, wie sie lange noch nicht dagewesen. Schnell umgelenkt, edler Herr. Johann, reite du voraus, den Weg zu zeigen, ich werde zum Schutz des edlen Fräuleins ihr zur Seite reiten.

Was ist das mit der Kindtaufe? fragte Albrecht. Dietrich erzählte ihm redselig alles, was sich darüber sagen ließ. Er war ungewöhnlich gesprächig geworden, und man gewahrte an ihm eine große Aufregung. Dennoch benahm er sich gegen das Fräulein schüchtern.

Man langte auf dem Schlosse an. Die Fremden wurden achtungsvoll und freundlich empfangen. Herr Albrecht, oder wie er nach der Sitte seiner Zeit gewöhnlich genannt wurde, Herr Apitz, fand sich bald einheimisch und an dem Ritter Cuno einen Mann, wie er ihn gern hatte. Nachdem er seine Wunde durch eine alte Frau hatte untersuchen und verbinden lassen, geriet er mit Cuno bald auf sein Lieblingskapitel, den großen Vorzug des Lebens auf dem Lande vor dem in der Stadt, des herrlichen Genusses der Freiheit auf der adligen Burg der Väter vor der Kriecherei an den Höfen der Fürsten. Frei muß der Mann sein, rief Herr Apitz, frei thun und lassen können, was ihm gut deucht, einzig und allein gebunden von den Gesetzen der Ehre und der Religion, und kein Fürst oder Fürstendiener muß seinen Willen beschränken dürfen. Diese Freiheit hat der Mann nur auf seiner angestammten Burg, entfernt von dem Klimmer der Höfe, fern von der Krämerei der Städte. Wohl uns, daß wir solch ein Leben führen können.

Cuno. Ja wohl, ja wohl. Welch ein elendes Ding es mit den Städten ist, zeigt sich ja deutlich an den edel geborenen Leuten, welche ihren Wohnsitz in ihnen genommen haben. Wie geht da aller ritterliche Sinn so gänzlich verloren, daß sie zuletzt nicht einmal fühlen, wie elend sie sind, und wie viel sie entbehren. Ja, selbst wenn man es ihnen zeigt, wenn sie sehen, welche eine edle Freiheit der Schloßgejessene genießt, so wollen sie noch nicht einmal daran glauben, und leztthin sagte mir sogar ein solcher Stadtritter, darin liege noch nicht das Höchste des Lebens, das müsse man in etwas anderm suchen.

Apitz. Ha ha ha ha! Gewiß so ein Ritter aus Kaiser Karls Zucht. Der hätte auch lieber das ganze Land zu einer Stadt gemacht. Es ist wunderbar. Wofür lebt denn der Mensch? Etwa um sich hinter Wall und Mauern einschließen und von Fürstentnechten befehlen zu lassen, oder frei wie ein Vogel die Schwingen zu regen und frei durch die Luft dahin zu fliegen. Seht, die Vögel, welche die Städter in künstlichen Vogelbauern vor ihre Fenster hinaushängen, damit die armen Tiere ein wenig Sonnenschein und einen Schnabel voll frischer Luft ab-

bekommen, die sind das beste Bild des städtischen Lebens. Welcher freie Vogel wird sie beneiden?

Das Gespräch wurde unterbrochen, indem Frau von Quikow mit Elisabeth nahte, um sich nach dem Befinden des Herrn Apitz zu erkundigen. Gleich nachher begab man sich zum Abendimbiß und bald darauf zur Nachtruhe.

Der folgende Tag war sehr belebt. Schon vormittags fanden sich die eingeladenen Gäste ein, Männer und Frauen des benachbarten Adels, und es fehlte nicht an Unterhaltung und Erzählungen allerlei Art. Dietrich wurde zu seinem Verdrusse so sehr von den Gästen in Anspruch genommen, daß er wenig Zeit übrig behielt, sich um den Gast zu kümmern, der ihm der liebste von allen war. Die Sitte der Zeit gestattete keine freie Annäherung eines jungen Mannes an ein junges Mädchen. Nur in Gesellschaft älterer Personen war ein Gespräch erlaubt, und selbst hier nur über allgemeine Gegenstände. Und doch hätte er so gern mit ihr gesprochen aus dem innersten Herzen, und ihr gesagt, — ach, er wußte ja selbst nicht was, nur das Bedürfnis mit ihr zu reden fühlte er deutlich, aber es war keine Gelegenheit, es zu befriedigen. Nicht einmal sehen und in ihrem Thun und Lassen beobachten konnte er sie, was er so gern gethan hätte. Es war ihm so wohl in ihrer Nähe, die Luft war so milde, welche sie zugleich mit ihm atmete, daß er Tage in ihrem Anschauen versunken hätte verträumen können, und sich darin selig gefühlt haben würde. Nur wenige freundliche Blicke und Worte hatte er im bunten Getreibe für sich eingetauscht, und er labte sich daran, und holte sie sich in stillen Augenblicken hervor in inniger Freude, wie das Kind seine Weihnachtsgaben. Nie hatte Dietrich die herkömmlichen Formen des Lebens so lästig gefunden, und er, der sonst nicht selten ein beredter Verteidiger derselben gewesen war, hatte nicht übel Lust, sie gänzlich zu verdammen.

Die Mittagstafel war reich besetzt; aber die Sitte gestattete nicht, daß Jungfrauen und Männer an derselben Tafel vereinigt waren. Die Rehhahne Kaiser Karls waren mit ihm ausgestorben; sie hatten in diesen Gegenden keinen rechten Anklang gefunden, ja in mehreren Städten wurden sie nach seinem Tode von Obrigkeit wegen als unsittlich förmlich verboten. So war denn auch hier die Tafel der Jungfrauen von der der Männer streng geschieden, und der Beschränktheit des Raumes wegen befanden sich beide in gesonderten Zimmern, was dem größten Theile der Männer sogar recht lieb war. Nur die Thür zwischen beiden Zimmern blieb offen.

Elisabeth hatte sich klüglich so zu setzen gewußt, das sie sich der Thür gegenüber befand, und die Aussicht ins andere Zimmer hatte. Nicht ganz so günstig vermochte sich Dietrich seinen Platz zu wählen.

Er sah zwar in das andere Zimmer hinein, aber Elisabeth war ihm verdeckt, wie der größte Teil der weiblichen Gesellschaft. Bald hatte er jedoch ausgemittelt, daß er nur einige Schritte zu gehen brauchte, um sie zu sehen, und er war heute ungewöhnlich beweglich.

Die Tafeln waren nach damaliger Weise reich besetzt. Vor dem Plaze eines jeden Gastes prangte ein ansehnlicher Käse. In der Mitte der Tafeln waren mehrere ungewöhnlich große Käse zur Zierde aufgestellt, so daß immer zwei den dritten trugen. Die Mahlzeit bestand aus Lieblingsgerichten dieser Gegenden. Sie fing mit großen Näpfen voll Bier-suppe an. Darauf folgte der Käse mit Brot. Hierauf Hirse mit Würsten, erstere mit Saffran schön gelb gekocht. Dann kam Grünkohl mit Hammelsköpfen, und hierauf Kalbfleisch mit Saffran gelb gemacht und mit Pfeffer gewürzt*). Rehbraten mit vielem Knoblauch und Zwiebeln, und Wildschwein schlossen sich an, und den Beschluß machte Thorner Pfefferkuchen. Dazu gab es Gardelegener Bier, alten Claus, Rauener Bizelle und Güstrower Kniesenack, welche Biere große Verehrer hatten**). Der Wein, welcher nicht fehlte, fand verhältnismäßig weit weniger Liebhaber. Die Gäste ließen es sich vortrefflich schmecken, und waren mit der Bewirtung ungemein zufrieden.

Nach Tische ging man zur Kirche, wo das Kind getauft wurde. Herr Apitz war einer der Paten. Dietrich reichte zuvorkommend Elisabeth das Weihwasser, wofür ihm ihr Blick dankte. Nach beendigter Ceremonie ging der Zug nach dem Schlosse zurück.

Bald nachher setzte man sich zum zweiten Male zur Tafel. Bier-suppe, Käse und Brot war wieder wie zuvor, nur war jetzt das Brot mit Kümmel und Fenchel versetzt. Es gab einen Hirsebrei im Sack gekocht. Der Sitte gemäß wurde er in einem Topfe auf den Tisch gebracht, um welchen ein Sack vielfach herumgelegt war, wie man jetzt wohl Teller-tücher um Mehlspeisen legt***). — Er war ein Lieblingsgericht der damaligen Zeit und wurde in der Regel mit einer Dunke genossen, zu welcher sich auch wohl noch eine Beikost, Heringe, Schinkenschnitte und andere Dinge nach dem Geschmacke eines jeden Gastes gesellten. —

*) Colerus, Hausbuch Bd. III. S. 47.

***) N. a. D. Bd. II. S. 22. 23.

***)) Sollte einer unserer Feinschmecker Lust haben, das altväterische Gericht zu versuchen, so wollen wir ihm die Zubereitung verraten. Die rohe Hirse wird in Milch getan, bis sie darin quillt und weich wird. Dann setzt man Milch zum Feuer, und läßt sie sieden. Hier hinein schüttet man die gequollene Hirse, indem man den Topf vom Feuer nimmt, ihn fest zudeckt, und dicht mit einem Sack umwickelt, um ihm die Wärme zu erhalten. Die Hirse wird in der heißen Milch nach längerem Stehen gar, und das Gericht ist fertig. Die einfachen ländlichen Zuthaten lassen jedoch nicht erwarten, daß unsere Gutschmecker besonderes Behagen daran finden werden.

Dann folgten Fische, auf ungarisch gesotten, darauf Wildbret und Spanferkel in Teig gebacken und endlich Mandelmus mit vier Farben. Unter den Getränken fanden jetzt einige Kräuterbiere und der Meth viele Liebhaber*).

Nach aufgehobener Tafel blieb ein Theil der Männer sitzen, um sich bei der Flasche gütlich zu thun. Die jüngeren Männer aber verfügten sich in das Frauengemach und postierten sich hier an den Wänden hinter die Stühle der Frauen. Dietrich war eilig genug gewesen, den ihm liebsten Platz zu besetzen, ehe ihn ein anderer einnahm, und wenn es auch hier zu keinem vertrauten Gespräch kommen konnte, so war ihm doch jedes Wort teuer, das über Elisabeths Lippen kam, er durfte sie doch mindestens ungestört anschauen. Es war in dem Frauenkreise die Rede soeben auf das Wunderblut in Wilsnack gekommen, wozu die kürzlich stattgehabte Anwesenheit Elisabeths und ihres Vaters die natürliche Veranlassung bot. Elisabeth erzählte, wie zahlreich das Fest der Himmelfahrt Mariä besucht gewesen sei, von hohen und niedern Pilgern, obgleich die Ungarn und Polen, welche zwischen Ostern und Pfingsten zu kommen pflegten, schon nicht mehr anwesend gewesen waren.

Dietrich. Laßt euch das lieb sein, edle Jungfrau; denn es ist meistens zerlumptes Gesindel, welches um Lohn für andere die Wallfahrt macht und die Sünden vornehmerer Leute durch seine Mühen abbüßt. Sie kommen barfuß und in dem schlechtesten Aufzuge zu Hunderten angezogen, und sehen in der That nicht eben erfreulich aus.

Elisabeth. Doch ist mir gesagt, daß es bei ihrer Anwesenheit sehr lebendig in Wilsnack sei, und ihre abweichende Tracht und Gesichtsbildung, sowie ihre fremde Sprache und Sitte ihrem Treiben einen eigenen Reiz verleihe.

Dietrich. Das ist wohl wahr, doch habt ihr jedenfalls jetzt bessere Gesellschaft da getroffen.

Elisabeth. Es hat aber auch jetzt nicht an Gesindel gefehlt, und in den Herbergen ist viel gestohlen worden. Eins aber hat mir rechte Freude gemacht zu sehen. Das Land Holstein schickte vier Abgeordnete nach Lübeck, und verehrte dem heiligen Blute das Sterbehemde eines armen Sünders, der durch das Blut vom Tode gerettet worden war. Einer der Abgeordneten hat meinem Herrn Vater die Sache ausführlich erzählt. Der Rat von Lübeck hatte seine Diener in das Land Holstein geschickt, um heimliche Diebe und Räuber aufzusuchen. Sie spürten endlich drei aus und suchten sie in ihrem Schlupfwinkel auf. Der eine von ihnen wehrte sich jedoch sehr tapfer, und wurde

*) N. a. D. Bd. III. S. 47.

dabei tödtlich verwundet. Das Schwert entfiel seiner Hand und man nahm ihn gefangen. Viele biedere Frauen hatten ihm gemeinschaftlich ein Armsünderhemde mit schwarzen Schleifen und Bändern geschenkt, und waren gegenwärtig, als er gehängt wurde. Der tapfere Mann jammerte sie, und sie gelobten den Hängenden dem heiligen Blute zu Wilsnack. Da geschah ein großes Zeichen. Der hängende Mann wurde wieder lebendig, das Volk schrie, ihn herabzunehmen, und umgab ihn andächtig staunend. Er war ein lebendiger Zeuge der großen Kraft des heiligen Blutes, wurde wieder gesund, und wird nun noch manchen Tag leben. Die Frauen aber schickten das Hemde zum Zeugnis des geschehenen Wunders nach Wilsnack, wo ich dasselbe auch gesehen habe*) nebst reichen Geschenken für die Kirche**).

Johann. Ich weiß nicht, wie es kommt; aber zuweilen will mir der Glaube an das Wilsnacker Wunderblut ziemlich unbegründet vorkommen, und jemehr Wunder daselbst geschehen, je weniger überzeugen sie mich.

Elisabeth. Ach, lieber Herr, wollet doch nicht so freventlich sprechen und wohl bedenken, was ihr sagt. Es wäre wahrlich schade um euch, wenn euch ein Unglück beträfe, was doch so leicht kommen könnte.

Johann. Ja, seht nur, wie wir es hier in der Nähe können, wie die Pfaffen darauf ausgehen, den Leuten den Beutel zu fegen, eine Sünderwage eingerichtet haben und Geld nehmen, wo und wie sie mögen, und ihr werdet auch zweifelhaft werden. Man sollte eigentlich nicht darüber grübeln.

Elisabeth. Ich dünkte, das wäre den Geistlichen doch nicht so sehr zu verargen. Nehmen sie es doch nicht für sich, sondern für die Kirche, und um dafür bessere kirchliche Geräte, Gewänder und was sonst zur Ausschmückung des Gotteshauses und Gottesdienstes gehört, anzuschaffen. Und es ist doch auch ein gar kräftiges Blut, und wirkt mehr, als andere Heiligtümer, so daß man es nicht zu teuer bezahlt. Hütet euch, lieber Herr, vor Zweifeln, besonders aber vor Spott, denn das thut nicht gut, und es sind mir viele Beispiele bekannt, wo es den Spöttern recht übel ergangen ist.

Johann. O ja, man erzählt manches davon.

Elisabeth. Mir ist von glaubwürdigen Leuten in Wilsnack berichtet worden, daß es dem von Wentstern auf Lenzerwische schlecht bekommen ist, über das Wunderblut gespottet zu haben. Dieser wollte

*) Das Hemde, von ungewöhnlicher Größe, wird noch jetzt in der Sacristei zu Wilsnack verwahrt.

**) Detmar bei Grotuff. II. I. S. 357.

nicht an die Wunderkraft desselben glauben, und meinte sündlicher Weise, das sei alles Pfaffengeschwätz und fromme Betrügerei. Er verhöhnte die Pilger, welche dahin wallfahreteten und nannte sie einfältige dumme Leute. Nachdem er dies lange gethan hatte, ohne doch jemals in Wilsnack gewesen zu sein, kam ihm die Lust an, dahin zu reisen, um, wie er sagte, an Ort und Stelle zu sehen, wie die Leute sich betrügen ließen. Er machte sich auf und führte unterwegs viel Spottreden. So, mit unheiligem Sinn erreichte er Wilsnack, und begab sich nach der Kirche, den blutigen Leib des Herrn zu schauen. Seine freche Spottlust verließ ihn auch hier an geweihter Stätte nicht; seine Augen starrten zwar hin auf den Krystall, in welchem die geweihten Hostien enthalten waren, aber sie erblickten darin nur ein irdisches Gebäcknis und sein Mund verzog sich zu spöttischem Lachen. Als bald fing es ihm an in den Augen zu stechen, und die Schmerzen wurden heftig bis zum Unerträglichen; die Welt verdunkelte sich um ihn her, ein schwarzer Flor sank über sein Auge, in der hellen Kirche wurde es um ihn tiefe Nacht. Da ergriff Angst und Entsetzen seine Seele; er war erblindet und wurde von den wütendsten Schmerzen gepeinigt. In seiner Herzensangst wendete er sich an das heilige Blut, und betete, ihm seine Sünden nicht zuzurechnen. Auch gelobte er, alljährlich mit dreißig Personen zum heiligen Blute zu wallfahrten. Nun ließen die Schmerzen nach, es wurde wieder hell, er konnte sehen, aber er sah jetzt den heiligen Leib und das Blut des Herrn mit andern Augen an, denn zuvor, und der Spötter reiste als ein bekehrter Gläubiger nach Hause*). Seht, lieber Herr, das muß uns wohl behutsam machen in unsern Urteilen, und wie leid sollte es mir thun, wenn euch Übles widerführe.

Johann. Dank euch, edle Jungfrau, für eure sorgliche Teilnahme. Mich freut euer frommer Glaube und ich will suchen, euch darin nachzuahmen.

Es wurden von den Gästen noch mancherlei andere Beweise der Wunderkraft des Blutes beigebracht, deren eifrigste Verteidiger die Frauen waren. Wir wollen jedoch die Einzelheiten des Gespräches nicht verfolgen, sondern nur bemerken, daß der Ton der Gesellschaft nach und nach immer munterer wurde, da die Männer dem Becher fleißig zusprachen, und auch die Frauen dem Malvasier immer mehr Geschmack abgewannen. Unter Scherz und fröhlichem Lachen endigte der heitere Tag. Dietrich ging fröhlich zu Bett, denn Elisabeth hatte augenscheinlich gern mit ihm sich unterhalten.

Am andern Tage zogen die meisten Gäste wieder fort. Herr Apitz blieb jedoch noch, theils seiner Wunde wegen, theils aus Wohlgefallen an

*) Buchholz, Brandenb. Gesch. Th. II. S. 594.

der Familie, welche alles aufbot, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen.

Dietrich benutzte die ihm gebotene Gelegenheit, Elisabeth fleißig zu beobachten und mit ihr zu plandern, so oft es thunlich war. Es wurde ihm immer klarer, daß sie das Mädchen sei, wie er es sich zur Gattin gewünscht habe. Er fand in ihr einen klaren munteren und schnellen Verstand, so viel Gefühl, als er für nötig hielt, Ansichten, welche fast überall mit den seinigen übereinstimmten, und das alles verbunden mit einer höchst reizenden Persönlichkeit und anziehenden Gesichtsbildung, welche sofort für sie einnahm. Freilich grübelte er nicht darüber und zählte sich diese Eigenschaften nicht auf. Das Zusammenwirken derselben war es, was auf ihn den wohlgefälligsten und bezauberndsten Eindruck machte, dem er sich rücksichtslos und mit allem Feuer der Jugend hingab. Was sollen wir es weitläufig schildern, jenes selige Gefühl der jungen Liebe, das sich selber kaum klar geworden, noch nicht die Worte gefunden hat, um sich gegen den geliebten Gegenstand auszusprechen, und zwischen Entzücken und Besorgnissen hin und her schwankt, ohne bei aller Anstrengung zur Ruhe kommen zu können. Es ist oft versucht worden, es ist oft auf bewundernswürdige Weise gelungen, und wird doch niemandem klar werden, der es nicht selber empfunden und selber durchlebt hat. Diesem aber werden wenige Worte genügen, um sich in Dietrichs Lage hineindenken zu können. Am peinigendsten war ihm der Gedanke, daß Elisabeth vielleicht, — und seiner Meinung nach wohl ohne Zweifel, — bereits einen auch von ihr geliebten Verehrer habe. Wie hätte eine so seltene Blume im großen Garten weiblicher Schönheit unbemerkt bleiben sollen, besonders bei den weit verzweigten Verhältnissen des Vaters, und wer hätte sie sehen können, ohne für sie in Liebe zu entbrennen? Ach, wie gern hätte er sie darüber befragt, und doch war es nicht möglich, mit ihr ein Wort deshalb zu sprechen. Die Frage war zu zudringlich und Elisabeth wußte ohnehin das Gespräch sehr geschickt von ihrer Person abzulenken, sobald es die Wendung dahin nehmen wollte.

In unruhiger Nichtsthueri lief er umher und war, ehe er es sich selber versah, in ihrer Nähe, und machte sich doch im nächsten Augenblicke darüber Vorwürfe, weil er fürchten mußte, zu belästigen und auffallend zu werden. Ihm war zu Mute, als schiffte er auf sturmbewegtem Meere. Bald hob ihn die Woge hinauf auf den Gipfel der freudigsten Lebenslust, wo alle Pulse in jauchzender Freude schlugen, bald schleuderte sie ihn hinab in die bodenlose Tiefe der ängstlichsten und peinigendsten Besorgnisse. Wenn er nur irgend etwas Großes, Bedeutendes für sie hätte thun können, wenn das Leben zu wagen gewesen wäre, wenn man Thaten der Tapferkeit von ihm gefordert hätte, ja wenn er

selber schon irgend etwas Bedeutendes geworden, oder für sich besondern Ruhm gewonnen hätte, dann wäre es noch etwas gewesen. Von alledem war leider nichts da, und für sie etwas zu thun, dazu fehlte es an Gelegenheit. Die Tage flossen so ruhig und still dahin, daß an kein Unglück zu denken war, aus welchem er sie hätte erretten können, und dies brachte ihn beinahe zur Verzweiflung. Es ist doch gar zu traurig, ruhig sein Mittag- und Abendbrot verzehren und umher schlendern zu müssen, wenn jede Muskel zuckt, irgend eine große That zu thun, und man Kraft fühlt, den Himmel zu stürmen.

Es vergingen mehrere Tage in stiller Ruhe. Man machte einige Ritte ins Freie und zur Jagd, an welchen Elisabeth Theil nahm. Es gab Gelegenheit, mit Elisabeth ins Gespräch zu kommen; aber keine, mit ihr vertraulich zu reden, denn in Gegenwart eines dritten, selbst seines Bruders, vermochte er es nicht, sein Herz gegen sie zu öffnen. Er versuchte es, beim Ritte mit ihr zurück zu bleiben. Ein paarmal gelang es auch; dann war aber sein Herz so voll, daß er nicht wußte, wie er es anfangen sollte, dasselbe auszuschütten, denn dazu war seiner Meinung nach eine lange Zeit erforderlich, und ehe er angefangen hatte, war man bereits wieder bei den andern. Man kehrte zurück, und Dietrich ärgerte sich über die gleichgültigen Sachen, von denen er gesprochen, und daß er die schöne Zeit unbenutzt gelassen hatte.

Endlich war der Moment gekommen, wo Herr Apitz mit seiner Tochter heimreisen wollte. Er dankte mit biederer Herzlichkeit der ihm theuer gewordenen Familie für ihre ihm erwiesene Gastfreundlichkeit und beschenkte das Hausgesinde reichlich. Den alten Cuno und seine Söhne lud er ein, ihn bald in Teupitz zu besuchen, und ihm Gelegenheit zu geben, ihre Freundlichkeit zu erwidern. Besonders, sprach er, empfehle ich das euch, ihr jungen Herren, die ihr noch rascher und leichter auf das Pferd kommt, als der alte Herr, euer ehrwürdiger Vater; laßt es euch gesagt sein, daß ihr mir durch euren Besuch eine große Freude machen werdet, und nehmt diese Versicherung nicht für leere Worte. Mein Kind da wird, wie ich vermute, euch auch lieber kommen, als gehen sehen, was meinst du Elisabeth?

Elisabeth. O lieber Vater, macht mir das Herz nicht noch schwerer als es schon ist. Es ist kein Geringes, sich von Personen, die man lieb gewonnen, zu trennen, und scheltet nicht meine Thränen, da ich von hier scheide. Brauche ich euch da noch zu sagen, daß mir das Wiedersehen Freude machen wird?

O Elisabeth, rief Dietrich, das Wort macht mich glücklich. Ja, wir kommen, wir kommen bald. In vier Wochen muß ich einer Geldforderung wegen nach Berlin, dann geht es zugleich nach Teupitz; Johann reist mit, o das sollen Wonnetage werden!

Apitz. Recht, junger Herr. Auch ich muß um jene Zeit nach Berlin und kann es leicht so einrichten, daß wir dort zusammentreffen. Dann reiten wir gemeinschaftlich nach Teupitz.

Dietrich. Herrlich, herrlich! Nun aber rasch aufgebrochen, daß die vier Wochen schnell vergehen, und wir uns auf die Reise machen können.

Frau v. Quitzow. Aber Dietrich, du wirst doch unsere Gäste nicht abreißen heißen?

Dietrich stand beschämt und blickte Herrn Apitz an. Nehmt's nicht übel, edler Herr, sprach er, weiß ich doch kaum, was ich rede, und ich thäte vielleicht am besten, wenn ich ganz schwiege, wenn ich nur könnte. Doch seid überzeugt, ich will euch nie was anderes sagen, als Liebes und Gutes.

Apitz (lächelnd). Laßt's gut sein, lieber Herr, ich weiß es, und ich bitte euch, thut euch keinen Zwang an, sondern sprecht, wie es euch um's Herz ist. Wir stehen zwar hier auf dem Hofe der Burg, aber nicht am Hofe eines Fürsten, wo man die Worte wägen muß. Nun nochmals das herzlichste Lebewohl.

Man stieg zu Pferde. Dietrich und Johann hatten sich's nicht nehmen lassen, die Gäste bis Havelberg zu geleiten. Das Burgthor öffnete sich, und dahin zog der kleine aber stattliche Zug, denn einige Quitzowsche Knechte vergrößerten das Gefolge.

Wir halten uns nicht damit auf, die Gespräche auf dieser Reise mitzuteilen. Man setzte den Tag fest, wo man einander in Berlin treffen wollte. Gegen Mittag ritt man in Havelberg ein. Unsere Quitzows geleiteten ihre Gäste zu ihrem Freunde, dem Bischofe Johann von Wepelitz, der sie freundlich und würdevoll empfing und zum Mittagstische dabehielt. Nach demselben und gepflogener Rast machten sich die Fremden auf, weil sie in Rathenow zu übernachten gedachten, und trennten sich von unsern jungen Freunden. Elisabeth war nicht minder bewegt wie Dietrich, und dennoch versuchten beide gewaltsam ihre Gefühle zurückzudrängen, um gegen den Anstand nicht zu verstoßen. Ach, wie oft muß der Mensch sein Gefühl in der tiefsten Tiefe seiner Brust verbergen, selbst wenn es an sich auch noch so unschuldig und natürlich ist. Lange sahen Dietrich und Johann den Reisenden vom Domturme nach, bis die Ferne sie verschwinden ließ. Dann kehrten auch sie nach dem väterlichen Hause zurück.

Weder der Mutter noch dem Vater war der tiefe Eindruck entgangen, den Elisabeth auf Dietrich gemacht hatte. Die Mutter wollte aber auch bemerkt haben, daß Elisabeth gegen Dietrichs Huldigungen nicht gleichgültig sei. Beiden war dies recht, denn eine nähere Verbindung mit dieser achtbaren Familie konnte ihnen nur erwünscht sein, und so wurde denn auch der beabsichtigten Reise kein Hindernis in den Weg gelegt.